

(Nachdruck verboten.)

51) Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Pete paffte Kätthe den Rauch durch das Haar, während sie vor ihm kniete. „Aber er verdient das alles. Meiner Tren, wie lange kenn' ich ihn schon! Er und ich sind wie zwei Brüder gewesen, seit ich als kleiner Junge die ersten Hosen trug und wir auf Maughold Head zusammen Nester ausnahmen. Und meine Heirat hat nichts daran verändert. Wenn sonst ein Mann heiratet, so zieht er gewöhnlich ein paar Segel ein und wirft den Ballast über Bord; aber davon ist bei mir keine Rede. Was — Dich friert doch nicht, Kitty? Du schauerst ja so. Natürlich, das Kleid ist ja dünn wie Papier. Du solltest etwas wärmeres darunter tragen. Geh heute nicht aus, Herz. Nur abends, ungefähr fünfundzwanzig Minuten nach sieben, da mache die Thür auf und horche. Wir werden dann schon in vollem Zuge sein; und wenn Du die Trommel wirbeln hörst, so darfst Du Dir sagen: Das thut Pete und er ist mit ganzer Seele dabei!“

„O Pete, Pete!“ rief Kätthe und sank zu seinen Füßen nieder.

„Aber was hast Du?“ fragte Pete.

„Du bist sehr, sehr gut gegen mich gewesen, Pete, und wenn ich Dich nicht wieder sehen sollte, so wirst Du noch immer das beste von mir denken, nicht wahr?“

Es drängte sie, alles zu sagen. Sie konnte kaum widerstehen.

Er strich ihr die schwarzen, welligen Haare sanft von der Stirn zurück und sagte zärtlich: „Sie ist nicht recht wohl heute, das ist's. Ihre Augen fließen über wie zwei Bäcklein.“ Dann lachte er laut auf: „Midi nie wiedersehen — wie so? Noch bin ich nicht willens, Dich mit dem Himmel zu teilen. Doch ich will thun, was der Doktor rät — Dich nach England hinüber schicken. Ja, ja, das thu' ich,“ sagte er mit drohend erhobnem Finger.

Sie war umgesunken; im nächsten Augenblick aber lag sie schon an seiner Brust. „Meine arme, kleine Kitty. Nicht willens bei mir zu bleiben, he? O, still davon! Du wirst bald wieder so munter sein wie je.“

Beschämt riß sie sich von ihm los; zu den Vorwürfen ihres Gewissens gesellte sich das alte Gefühl persönlichen Widerwillens, das sie nicht zu überwinden vermochte.

Dann hörte man die Gartenthür zuklappen, und Noß Christian kam den Fußweg herauf. „Er hängt sich an mich wie eine Klette und läßt sich nicht abjütteln,“ sagte Pete.

„Mr. Quilliam,“ redete Noß ihn an, „ich komme diesmal vom Vater.“

„Wirklich?“ fragte Pete.

„Er ist in einiger Geldverlegenheit.“

„Und da schickt Herr Peter Christian zu mir?“

„Er dachte, Sie würden gern auf Unterpand leihen.“

„Auf Ballawhaine?“

Noß stockte und stotterte: „Nun ja, gewiß, wie Sie sagen, auf Balla . . .“

„Lassen Sie mich's überlegen,“ murmelte Pete. Er blickte einen Augenblick vor sich hin ins Leere und sagte dann schroff: „Ich habe jetzt keine Zeit, darüber zu verhandeln. Ich muß nach Douglas; doch wenn Sie noch ein Weilchen bleiben wollen, um meiner Frau alles Nötige zu sagen, so erfahre ich es, wenn ich zurückkomme. Leb' wohl, Kätthe. Und, Nancy, sorgen Sie gut für meine Frau, so lange ich weg bin, für mein großes und mein kleines Mädchen. Vergiß auch nicht, Kitty, mein Schatz,“ küßte er, „Dir hübsche, warme Unterkleider von Robbin Lucas, dem Tuchhändler, holen zu lassen. Leb' wohl! Noch einen, und noch einen,“ dann fügte er laut hinzu: „Leben Sie wohl, Herr Christian, empfehle mich Ihnen.“

XIII.

Philipp hatte nicht in Vallure geschlafen. Das Haus lag ganz finster da, als er vorbei kam. Er ritt nach Douglas. Es sind sechzehn Meilen bis zur Stadt, wovon sechs über das steile Vorgebirge von Kirk Maughold führen. Ehe er den

Gipfel des Aufstiegs erreichte, war er bereits eine Stunde unterwegs und die Nacht neigte sich dem Morgen zu. Seit er Ramsay verlassen hatte, war er unterwegs niemand begegnet, außer einem betrunkenen Bergmann, der, sein Bündel am Stock, nach Hause ging und mit lallender Stimme Bruchstücke eines lustigen Liedes sang.

Mit Philipps Selbstgerechtigkeit war es vorbei, sein Stolz lag im Staube. Seit er von der Reise zurückgekehrt war, hatte er im Bewußtsein, ein ehrlicher Mann zu sein, sich bemüht, seine Stimmung zu beherrschen; jetzt war er gewaltsam aus dem Bege worfen worden, auf dem er unsträflich zu wandeln gedachte. Was er jetzt zu thun beabsichtigte, war notwendig und doch gleich sein Verhältnis zu Kätthe, dem eines Frevlers, eines Betrügers und Ehebrechers. Auf ihm lastete ein erniedrigendes Geheimnis, das er durch Lügen vor Entdeckung schützen, in das er seine Diener einweihen mußte. Und mit was für Ausichten? Was würde das Ende sein? Er durfte sich keiner Verblendung, keiner Verstellung, keiner Selbsttäuschung darüber hingeben, daß es aus der Lage, in der er sich befand, kein Entrinnen gab. Am Vorabend seiner Erhebung zu der Würde und Verantwortlichkeit eines Richters stand er im Begriff, den ersten Schritt auf dem Wege eines Verbrechers zu thun!

Der Vollmond schien. Er stand ihm zur Rechten am Himmel und warf seinen Schatten auf die Straße. Philipp ließ das Pferd den Berg hinauf im Schritt gehen. Die gleichmäßige Bewegung, die Ruhe der Nacht, das eintönige Rauschen eines Flusses und des fernen Meeres betäubten seine Sinne, ohne daß er es wußte, und er schlummerte im Sattel ein. Als er die Spitze des Berges erreicht hatte, und das Pferd in der Ebene weiter ging, wachte er auf; er wußte, daß er nun an der Grenze zweier Kirchspiele die trostlose Gegend durchritt, die unter dem Namen „Toms Einsamkeit“ bekannt ist.

Als er die Augen öffnete, ohne recht zu wissen, daß er geschlafen hatte, wurde er von einem Pferd und einem Reiter gewahrt, der neben ihm her ritt. Sie waren ihm zur Linken und gingen Schritt vor Schritt mit ihm weiter. „Es ist mein Schatten,“ dachte er und zwang sich, hinzusehen. Es war aber nichts da, als eine weiß überlängte Mauer, die eine Schafhürde einfriedigte. Der Mond war hinter den Bergen zur Rechten untergegangen und ohne die Sterne würde die Nacht dunkel gewesen sein. Ueberrascht und entsetzt preßte Philipp seine bebenden Knie fest an den Sattel und setzte das Pferd in Trab.

Der scharfe Nitt brachte sein Blut in Wallung und seine Wangen glühten; er sagte sich, daß es nur ein Spiel seiner Einbildungskraft gewesen sei. Es war nichts. Es war eine Sinnestäuschung — ein bloßer Schatten, der seinem unruhigen Hirn entstieg war. Er ritt jetzt in gemäßigterem Schritt durch Lagen und als die Hufschläge des Pferdes durch die Straßen der schlafenden Stadt hallten, wurde er wieder beherzt.

Am nächsten Nachmittag sprach er in seiner Wohnung in der Atholstraße mit Jemmy-Lord, seinem Diener. Philipp hatte seit einiger Zeit das ganze Haus gemietet, und sie standen in seinem früheren Zimmer im ersten Stock, das nach dem Kirchhof hinaus lag.

„Ich darf mich also auf Sie verlassen, Jemmy?“

„Zawohl, Deemster.“

Die Stimme des Herrn klang leise und dumpf; er schlug die Augen zu Boden und fingerte in den Papieren herum, die vor ihm auf dem Tisch lagen. „Nehmen Sie den geschlossenen Wagen von Schimmin, aber fahren Sie selbst. Warten Sie um vier Uhr am Gouvernementsamt, wir wollen über St. John fahren. Wenn man in Ramsay versuchen sollte, die Pferde auszuspannen, so geben Sie es nicht zu. Ich will am Anfang der Stadt absteigen. Fahren Sie dann bis zu dem Hedenweg zwischen der Kapelle und dem Ulmenhaus weiter. Sobald die Dame eingestiegen ist, fahren Sie unverzüglich ab und über Lagen zurück. Sind die Zimmer oben in Ordnung?“

„Es wird alles fertig sein.“

„Die zwei, die Ihnen gegenüber liegen, und der kleine Salon dahinter. Wir brauchen keine andre Bedienung . . . Die Dame wird selbst den Haushalt führen.“

„Verstehe vollkommen, Deemster.“
Philipp wendete das Gesicht ab und stieß mühsam die Worte heraus: „Sie wissen den Namen . . .“

„Ich weiß ihn.“
„Und haben nichts einzuwenden?“
„Nicht das geringste, Deemster.“

Philipp holte tief Atem. „Ich bin noch nicht Deemster, Gemmy. Vielleicht hätte es sein können . . . Gott weiß es. Sie sind ein guter Bursche — ich werde es niemals vergessen.“

Er machte eine Bewegung, als wolle er ihn entlassen. Aber Gemmy blieb noch.

„Euer Gnaden werden verzeihen . . .“
„Run?“

„Euer Gnaden hat nichts zum Frühstück gegessen — das Bett war diesen Morgen noch unberührt . . .“

„Ich habe einen späten Mitt gemacht und hatte dann noch zu thun.“

„Ich hörte Sie im Zimmer auf und ab gehen. Bin mehrmals darüber aufgewacht.“

„Ich habe heute vielleicht einige Reden zu halten. Golen Sie mir ein Glas Wasser.“

Gemmy brachte das Gewünschte. Als aber Philipp das Glas ergreifen wollte, überließ es ihn plötzlich eiskalt und sein Arm war wie gelähmt. Ich . . . nun . . . ich glaube wahrhaftig, ich kann es nicht aufheben. So, ich danke Ihnen.“

Der Mann hatte Philipp den Arm zum Munde geführt, das Glas schlug ihm klappernd an die Zähne, während er trank.

„Verzeihen, Euer Gnaden. Sie sehen aber seit kurzem um zehn Jahre älter aus. Je eher dieser Tag vorüber ist, desto besser.“

„Mir fehlt's an Schlaf, Gemmy, das ist alles. Ich muß diese Nacht in Vallure einen langen, langen Schlaf thun.“

Er verließ das Haus ein paar Minuten vor drei Uhr, den Ueberrock über dem Arme. Es war ein heißer Tag zu Anfang des Sommers, und als er aus der Hausthüre trat, wehte ihn die Luft an wie die Glut aus einem Schmelzofen. Er wankte und wäre beinahe gefallen. Die Sonnenhitze drückte ihm wie eine Last auf den Kopf; die blendenden Strahlen verdunkelten ihm den Blick und er hatte ein Geräusch in den Ohren, wie das Brausen eines Wasserfalls. Als er die Straße entlang ging, sah er sein Spiegelbild in den Fenstern der Läden. „Gemmy hat recht“, dachte er. „Mein schlimmster Feind würde nicht sagen können, daß ich heute zu jung aussehe.“

Am Eingang zu dem Gouvernementsamt entstand eine Bewegung unter der dort versammelten Menge. Kuttschen fuhrten vor, die Insassen stiegen aus und die Wagen fuhrten weiter. Der Bischof, der Staatsanwalt und der Gouverneur mit Frau und Tochter gingen ins Haus. In dem Gedränge, daß die Ankunft dieser Personen hervorrief, erreichte Philipp unbemerkt das Eingangsthor. Als er erkannt wurde, entstand eine plötzliche Stille, und dann ein leises Summen und Stimmengestülper. Er ging mit festen Schritten durch die Menge, ganz allein, während aller Augen auf ihn gerichtet waren.

Das Thor führt auf einen engen dunklen Gang und der Sonnenschein draußen machte das Düstere drinnen noch grauer und unsicherer. Als Philipp über die Schwelle trat, war ihm, als käme jemand auf ihn zu. Er ging noch einige Schritte weiter und hatte das deutliche Gefühl, daß er einen Spiegel vor sich sah. Im nächsten Augenblick erkannte er jedoch, daß, was er für sein eignes Bild im Spiegel gehalten, ein wirklicher Mensch war.

Der Mann ging hinaus, während er hineinging. Sie näherten sich einander. Noch zwei Schritte und sie waren Seite an Seite. Er warf einen Blick auf den Mann und schauderte vor Schrecken. Auch der Mann sah ihn bestürzt und drohend an. So trafen sie sich Auge in Auge und gingen an einander vorüber. Jeder wendete noch den Kopf nach dem andern um; dann schritt Philipp in die Dunkelheit, und der Fremde hinaus in das Licht.

(Fortsetzung folgt.)

Das Foucault'sche Pendel.

Vor fünfzig Jahren erregten die Versuche, die der junge Physiker Foucault mit einem Pendel in Paris anstellte, allgemeines Aufsehen nicht nur in der wissenschaftlichen Welt, sondern in allen Kreisen, in denen man den Naturwissenschaften und ihren Ergebnissen einiges Interesse entgegenbringt, — handelte es sich doch um nichts weniger, als die Drehung der Erde, die wir alle unbewußt mitmachen, und die wir gerade deshalb, weil die ganze Umgebung sich mitdreht und die gegenseitige Lage aller Gegenstände die gleiche bleibt, nicht wahrnehmen können, unsren Sinnen faßbar vorzuführen, so daß wir die Drehung geradezu zu sehen im Stande sind.

Im Jubiläumsjahr des Foucault'schen Versuches soll derselbe wiederholt und an derselben Stelle, an der Foucault ihn anstellte, in dem Pantheon zu Paris, einem großen Publikum von neuem vorgeführt werden. Der um die Verbreitung naturwissenschaftlichen, besonders astronomischen Wissens hochverdiente Flammarion ist es, der die Anregung zur Wiederholung des Foucault'schen Pendelversuches gegeben hat und ihn in den nächsten Tagen in Gemeinschaft mit dem Physiker Bergé ausführen wird.

Das Pendel ist ein sehr bekanntes Instrument, da es in vielen Uhren zur Regulierung dient. Die Triebkraft der Uhr wird entweder durch ein fallendes Gewicht oder durch das Aufrollen einer gespannten Feder bewirkt; in beiden Fällen wird die Bewegung immer schneller und schneller, so daß die Uhr keinen gleichmäßigen Gang haben könnte. In der Pendeluhr verhindert das Pendel die Beschleunigung der Bewegung, indem es durch seine immer in gleicher Zeit erfolgende Schwingung in ganz regelmäßigen Zwischenräumen eine Hemmung in Wirksamkeit setzt.

Eine andre sehr wichtige, wenn auch weniger bekannte Anwendung des Pendels ist die zur Messung der Schwere. Auf der Südseite des königlichen Schlosses in Berlin, dicht vor der Kurfürstendämme steht eine Säule, auf welcher täglich der Gang der Temperatur und des Luftdruckes in Berlin eingezeichnet werden; außerdem sind dort verschiedene Zahlen eingegraben, die auf die Lage Berlins Bezug haben. Unter andren findet sich auch die Zahl 9,813 Meter verzeichnet. Dieses bedeutet, daß in Berlin durch die Schwere jedem fallenden Körper in jeder Sekunde ein Geschwindigkeitszuwachs, eine Beschleunigung von 9,813 Meter per Sekunde erteilt wird. Die genaue Ermittlung dieser Zahl verdankt man dem Pendel, das seine Schwingungen ja unter dem Einfluß der Schwere vollführt. Noch wichtiger ist, daß man durch die Anwendung des Pendels zur Bestimmung der Fallbeschleunigung an verschiedenen Orten etwas abweichende Werte gefunden hat, größere in nördlicheren Gegenden, kleinere in den südlicheren Ländern am Aequator; auf diese Weise hat man durch die Beobachtung des schwingenden Pendels den vollkommensten Aufschluß über die Gestalt unsrer Erde, über ihre geringen Abweichungen von der Form einer vollkommenen Kugel erhalten.

Eine weitere wichtige Anwendung des Pendels ist die von Foucault angegebene. Sie beruht auf folgendem:

Wie jeder bewegte Körper ein Streben zeigt, die Richtung seiner Bewegung beizubehalten und jeder Einwirkung zur Aenderung derselben einen Widerstand entgegensetzt, so sucht auch jede Drehungsachse ihre Stellung im Raum zu bewahren; versucht man z. B. einen Kreisfel zu neigen — man kann ihn zu diesem Behufe in einer Schachtel laufen lassen — so wird dieser Widerstand recht fühlbar. Auch ein schwingender Körper, ein Pendel, zeigt ein Bestreben der Beharrung, und zwar ist es die Schwingungsebene, in welcher das Pendel beständig zu bleiben sucht; nur unter dem Einfluß einer besonderen Kraft verläßt ein schwingendes Pendel die Ebene, in der es schwingt, um in eine andre überzugehen. Die Reibung an der Aufhängung des Pendels genügt im allgemeinen nicht, das Pendel in eine andre Ebene zu bringen, wenn man die Aufhängung dreht. Hat man zum Beispiel auf einer kreisrunden Scheibe einen hohen Bügel befestigt und hängt an dem höchsten Punkte des Bügels ein Pendel auf, so kann man die Scheibe mit dem Bügel in beliebiger Weise drehen, ohne daß das schwingende Pendel mitgenommen wird; die Schwingungsebene bleibt vielmehr dauernd dieselbe. Hat man auf der Scheibe eine Reihe von Durchmessern gezogen, so wird das Pendel bei der Drehung der Scheibe über andren und andren Durchmessern schwingen. Stellen wir uns auf der Scheibe ein lebendes Wesen vor, das mit der Scheibe bewegt wird, ohne daß es die Bewegung gewahrt wird — alles auf der Scheibe bleibt ja in derselben gegenseitigen Lage — so nimmt dieses nur wahr, wie das Pendel allmählich über andren und andren Durchmessern schwingt; während die Durchmesser der gedrehten Scheibe allmählich unter dem schwingenden Pendel vorbei bewegt werden, muß das mitbewegte Lebewesen mit Errathen bemerken, wie allmählich das Pendel ohne jede äußere Veranlassung seine Schwingungsebene ändert, wie diese sich allmählich dreht.

In diesem Fall befinden wir uns auf der Erde einem Pendel gegenüber. Dieses sucht seine Schwingungsebene zu bewahren; die Erde aber mit uns samt allem, was uns umgiebt, dreht sich beständig in der Richtung von Westen nach Osten. So drehen sich die einzelnen durch Linien festgelegten Richtungen unter dem schwingenden Pendel fort. Die Folge muß sein, daß scheinbar die Schwingungsebene des Pendels seine Richtung ändert, daß sie sich, umgekehrt wie die Erde, in der Richtung von Osten über Süd nach Westen zu drehen scheint.

Als Foucault diese Ueberlegung angestellt hatte, ließ er eine Kugel von 5 Kilogramm an einem Faden von 2 Meter Länge schwingen und nahm die Bewegung der Schwingungsebene deutlich wahr. Man kann das ohne große Schwierigkeiten schon mit sehr einfachen Pendeln erreichen. Stellt man z. B. zwei Pendel hintereinander auf und läßt sie so schwingen, daß sie gleichzeitig nach entgegengesetzten und dann nach der gleichen Seite ausschlagen, so kommen die Kugeln sich außerordentlich nahe; bei der gleichmäßigen Drehung beider Schwingungsebenen wird die Entfernung in diesem Nahpunkte größer und größer, weil beide Kugeln nach entgegengesetzten Richtungen sich fortbewegen. Nach Verlauf von einer Viertelstunde sind sie bereits deutlich voneinander abgewichen, so daß man die Drehung der Schwingungsebene erkennt.

Zu Ende des Jahres 1851 veröffentlichte Foucault seine Ueberlegungen und führte seinen Versuch der wissenschaftlichen Welt vor. Es wurde ihm dazu der Meridiansaal der Pariser Sternwarte zur Verfügung gestellt, wo er ein Pendel von 11 Meter Länge schwingen lassen konnte. Bei dem Aufsehen, welches Foucault's Darlegungen hervorriefen, ist es erklärlich, daß der Wunsch laut wurde, den Versuch einem großen Publikum vorzuführen. Zu diesem Zweck wurde das Pantheon in Paris zur Verfügung gestellt. Dieser prächtige Saal, der im Jahre 1764 als Kirche der heiligen Genoveva errichtet wurde und als Mausoleum dem Andenken berühmter Männer geweiht ist — Voltaire, Rousseau, der Erbauer Soufflet u. a. sind dort beigesetzt —, ist deshalb zu solchen Versuche besonders geeignet, weil er mit einer hohen Kuppel versehen ist; dadurch ist Gelegenheit geboten, das Pendel sehr lang zu machen, wodurch Pendelversuche eine größere Genauigkeit erlangen. Foucault hing an einem Stahldraht von 67 Meter Länge eine Messingkugel von 28 Kilogramm; sie wurde dann über 3 Meter weit angehoben und in dieser Stellung festgebunden. Das Loslassen muß nämlich sehr vorsichtig geschehen, damit die Kugel keinen seitlichen Stoß erleidet; die kleinste Kraft in seitlicher Richtung genügt schon, um zu bewirken, daß die Kugel keine vollkommen ebene Schwingung vollführt, sondern in einer Ellipse um die Gleichgewichtslage herumgeht. In einem solchen Fall ist eine bestimmte Schwingungsebene gar nicht vorhanden. Um jeden Anstoß beim Loslassen zu vermeiden, wird die Schnur, welche die Pendelkugel festhält, durchgebrannt, worauf die schwere Kugel in ihre Gleichgewichtslage zurückfällt und viele Stunden lang um dieselbe pendelt. Unten ist sie mit einer Spitze versehen, die über eine Scheibe mit Kreisteilung hinstreicht, und deutlich nimmt man wahr, wie die Spitze allmählich über andre und andre Durchmesser der Scheibe hinwegzieht, wie sich die Schwingungsebene des Pendels über Süden nach Westen zu dreht. In Wahrheit jedoch ist es nicht diese Ebene, die ihre Richtung ändert, sondern unter dem schwingenden Pendel dreht sich die Erde und mit ihr die Scheibe in umgekehrter Richtung. An der Richtungsänderung gegenüber dem schwingenden Pendel nehmen wir ganz unmittelbar die Drehung der Erde wahr.

Der Foucault'sche Pendelversuch wurde später an vielen Orten und immer mit dem gleichen Erfolg wiederholt. Man könnte daher leicht geneigt sein, seine nachmalige Wiederholung im Pariser Pantheon für überflüssig zu halten. So einfach aber die Grundlage des Versuches ist, so ungemein schwierig ist die vollständige Verarbeitung mit Berücksichtigung aller Einzelheiten. Zunächst ist schon der Betrag der Drehung an verschiedenen Orten ein sehr verschiedener. Man ist leicht zu der Schlußfolgerung geneigt, weil die Erde sich in 24 Stunden einmal völlig herumdreht, muß die Schwingungsebene in 24 Stunden eine volle Drehung vollführen, in jeder Stunde also sich um 15 Grad drehen. Dem ist jedoch keineswegs so. Nur an den Polen der Erde sind die Bedingungen hierfür erfüllt; dort stellt die Erde allerdings eine Scheibe dar, in deren Mittelpunkt die Meridiane zusammenlaufen, und einer nach dem andern zieht an dem schwingenden Pendel vorbei, bis nach 24 Stunden der Kreis vollendet ist. Berzegen wir uns aber mit dem Pendel auf den Aequator, so liegt die Sache ganz anders. Die Aequatorebene verschiebt sich bei der Drehung der Erde nur in sich selbst; läßt man das Pendel also in dieser Ebene schwingen, so ist für eine Uenderung derselben gar keine Veranlassung geboten, eine Drehung ist in keiner Weise zu bemerken. Aber auch wenn man das Pendel senkrecht zum Aequator, also im Meridian schwingen läßt, wird man in Orten, die auf dem Aequator der Erde liegen, eine Uenderung der Schwingungsebene nicht wahrnehmen. Das Pendel selbst wird ja von der Erde mit fortgenommen; betrachten wir die Bewegung nur für eine kurze Zeit, so verschiebt sich ein Ort auf dem Aequator lediglich geradlinig, und an dieser Bewegung nimmt das Pendel naturgemäß teil. Bei längerer Zeitdauer kommt allerdings die Kreisbewegung zur Geltung; aber das Pendel kann sich nicht etwa aus der Nord-Südrichtung herausdrehen, sondern müßte sich, wenn die Schwingungsebene erhalten bleibt, aus der Vertikalen herausheben. Das ist natürlich unmöglich; durch die Schwere fällt es immer in die vertikale Gleichgewichtslage zurück. Der Erfolg ist also das Einwirken einer seitlichen Kraft, und der Uebergang der ebenen Schwingungen in elliptische. Am Pol fehlt dieses letztere ganz, und die Drehung vollzieht sich in vierundzwanzig Stunden einmal vollständig; am Aequator fehlt die Drehung gänzlich, und der Uebergang in elliptische Schwingungen geht ziemlich schnell vor sich. An allen andern Orten der Erde sind beide Erscheinungen zu beobachten, und zwar überwiegt die eine

oder die andre, je nachdem sie näher am Pol oder am Aequator liegen. Das Gesetz der Drehung ist ziemlich genau erforscht, so daß in dieser Hinsicht keine neuen Versuche nötig wären; in Paris dreht sich die Schwingungsebene stündlich um 11 Grad 18 Minuten, also etwas über 11 1/4 Grad in Berlin, das fast 4 Grad nördlicher liegt, um 11 Grad 54 Minuten, also fast um 12 Grad; zu einer vollen Umdrehung sind in Berlin 30 1/2 Stunden, in Paris fast 32 Stunden erforderlich. Viel weniger erforscht ist dagegen der Uebergang aus den ebenen in elliptische Schwingungen, und in dieser Hinsicht sind neue Versuche, die eine sichere experimentelle Unterlage geben, durchaus wünschenswert.

Dazu kommt noch ein andres. Die Verbreitung naturwissenschaftlicher Erkenntnis ist eine dringende Forderung im Interesse der allgemeinen Kulturentwicklung. Am einbringlichsten geschieht sie durch Vorführung von grundlegenden Versuchen, auf denen unsere Erkenntnis beruht. Wer jemals das Foucault'sche Pendel gesehen hat, dem ist die Erkenntnis von der Drehung der Erde in ganz anderer Weise aufgegangen, als es durch bloßen Vortrag möglich ist. Deshalb können wir es nur billigen, wenn derartige Versuche von Zeit zu Zeit einem größeren Publikum vorgeführt werden. Der Gedanke, das 50jährige Andenken von Foucault's Versuch durch eine Wiederholung zu feiern, berührt durchaus sympathisch. Auch in Berlin wäre etwas Rehnliches technisch leicht zu bewirken; das physikalische Institut der Universität ist mit den nötigen Räumen und den Einrichtungen durchaus versehen. Eine Vorführung des Foucault'schen Pendels würde auch hier eine würdige Jubelfeier bilden, um so wertvoller, wenn sie den Anlaß zu regelmäßigen Kurzen und nachhaltiger Ausbreitung naturwissenschaftlicher Bildung gäbe.

Dr. V. Borckardt.

Kleines Feuilleton.

— Hellmuth Edmanns Schicksal. Die „Frankfurter Zeitung“ erhält folgende Zuschrift:

München, 6. Juli.
Theresienstr. 148 I.

Sehr geehrte Redaktion!

Sie werden sich vielleicht erinnern, im „Simplicissimus“ zuweilen dekorative Zeichnungen von Hellmuth Edmann gesehen zu haben. Dieser Hellmuth Edmann wird schon seit längerer Zeit in einer Irrenanstalt inhaftiert. Sein nun verstorbenen Bruder Otto Edmann erklärte ihn für gänzlich talentlos und bestimmte, daß er Landwirt werden solle. Als er trotzdem nicht von künstlerischer Thätigkeit lassen wollte, wurde er der Obhut eines Nervenarztes anvertraut. Dieser Arzt hat die Redaktion des „Simplicissimus“ wiederholt dringend ersucht, die Arbeiten Hellmuth Edmanns als unbrauchbar und talentlos zurückzuweisen, nur so könne der Kranke von seiner fixen Idee geheilt werden. Da die Zeichnungen nichts weniger als talentlos waren, wurde dieser Wunsch unbeachtet gelassen. Nun hat der Arzt Hellmuth Edmanns Verkehr mit der Außenwelt vollständig aufgehoben: Briefe und Honorarsendungen gehen an den Abendster zurück. Mit der Zeit muß diese Behandlungsweise dazu führen, daß der Künstler wirklich geisteskrank wird. Läßt sich nichts dagegen thun, daß ein talentvoller Künstler eingesperrt und entmündigt wird, weil er an sehr Talent glaubt?

Hoßachtend

Thomas Theodor Heine.

— Die Familiennamen entstehen. Nachstehende Beispiele, die die „Chemnitzer Allgemeine Zeitung“ bringt, zeigen, wie längst nach dem um 1300 in der Hauptstadt erfolgten Abschluß der Namensbildungen noch neue entstehen konnten. Zur Reformationszeit lebte und wirkte in Pagan ein Magister Namens Wei; dem Gelehrtenbrunne seiner Zeit nach, den Eigennamen zu latinisieren oder zu latinisieren, folgte er insofern, daß er seinen Namen Wei ins lateinische Plumbum übersetzte. Das noch einige Zeit in dieser Familie gepflegte Latein kam nach und nach in Verfall, da die Nachkommenschaft des Magisters nach dem 30 jährigen Kriege sich mehr und mehr den Handwerken zuwendete. So entstanden denn aus Plumbum die Formen Plombum, Plombom, Plombon, Plambaum und heute heißt das Geschlecht auf gut hochdeutschem Pfaffenbaum. Die Krimmischauer Kirchenmatrikel kennen um 1750 einen dort im Amte befindlichen Gerichtsfrohnen Meyer. Zum Unterschiede der vielen Meyer wurden seine Kinder in der Folge bei der Geburt als des Frohn Meyers eingetragen. Da bei der früheren flüchtigen deutschen Schrift das n leicht für e gelesen werden konnte, wurde dann später der Name Frohemeyer daraus, die heute noch blühende Familie heißt jetzt Frohmeyer.

Winstl.

Vor vier Monaten wurden wir im „Theater des Westens“ durch eine Neu-Aufführung der Volksoper „Der Kuß“ an den ezechischen Komponisten Smetana erinnert, eine der sympathischsten Gestalten ausländischer Musikgeschichte von der letzten Vergangenheit. Noch größere Freude als jene Wiedererweckung kann eine Neu-Aufnahme der (älteren) meistgenannten Oper von Smetana „Die verkaufte Braut“ (1866) bereiten. Gelegenheit dazu gab vorgestern — Montag — die Morwiz-Oper in dem für solche Kunstversuche allerdings nicht recht geeigneten Metropol-

Theater. Das Werk ist wirklich von einer entzückenden Lieblichkeit und Feinheit, wenn man auch spürt, daß es noch vor der heutigen Steigerung der musikalisch-dramatischen Ausdrucksmittel liegt. Mit welcher Grazie rollen da die Tonperlen dahin, mit welcher Unabhängigkeit von landläufigem Gesangsang wird da eine wahrhaftige Melodie entfaltet, und welcher Reichtum der Stimmführung liegt in diesen Ensemble-Sägen! Dabei ist alles so schlicht natürlich und einfach!

Eine schwere Frage ist freilich die, ob man sich mit unzureichenden Mitteln in eine Aufführung dieses Werkes einlassen soll, das trotz dieser Schlichtheit doch namentlich in jenen Ensembles hohe Anforderungen an Präzision usw. stellt. Die Vorstellung bei Morwiz legt recht trübe Antworten nahe. Die einzelnen Sänger gaben sich ja recht ehrenwerte Mühe; allein Orchesterbegleitung und Gesamtarbeit waren herzlich matt, und man merkte, daß das Publikum nichts weniger als hingerissen war. Soll man nun im Dienste der Kunst Kompromisse verschmähen, ein kritisches Donnerwetter loslassen und verlangen, daß lieber nichts gegeben werde als etwas, das eben über gutgesimte Kräfte hinausliegt? Man mag es thun; aber dann gebietet die Gerechtigkeit, daß man die allermeisten Kunstleistungen unsrer Zeit und vielleicht auch den größten Teil der Welt überhaupt durchstreicht. Wir wissen ja, was der Ruf des Opernalters ist, und wiederholen ab und zu unsere Proteste dagegen. Fragt sich nur, ob man das jedesmal thun und hiermit fordern soll, daß ein großer Teil der gegenwärtigen Kunstflüge aufhöre. Ob man aber dann überhaupt zu den erwünschten Höhen gelangt, wenn man auf diese Weise verfährt, den Durchgang durch menschliche Unvollkommenheiten mit Mahnungen und zugleich mit verständnisvoller Rücksicht auf die tatsächlichen Verhältnisse zu begleiten?

In fast allen unsren Operntheatern liegt, nach der uns durch H. Wagner vermittelten Einsicht zu urteilen, das Orchester zu hoch; und ob es da möglich ist, den Orchesterlärm durch ein Zurückhalten zu verringern, zumal wenn eine ungenügende Probenzahl den Dirigenten froh sein läßt, daß er überhaupt zurechtkommt, bezweifel ich wir. Was dem größeren Richard Strauß in der königlichen nicht gelingt, ist von dem kleineren Josef Wolf bei Morwiz nicht wohl besser zu verlangen. Dies nur ein Punkt der Opernmisere! Solcher giebt es ungezählt viele. Also was thun, wenn wir einmal mitten drinnen stehen? Der Rat, von so subtilen Aufgaben zu lassen, wie es die „Verkaufte Braut“ ist, bringt doch wohl die Gefahr mit sich, daß man die Opern-Direktionen von jedem Wagnis abscheidet. Und hier liegt wenigstens ein solides Wollen vor, keine Pompstreberei wie anderswo.

Also weniger an Morwiz als an eingewurzelte Verhältnisse, die er noch weniger als andre ändern kann, müssen wir uns wenden, wenn wir sagen, daß aus Smetana lange nicht das Herausgeholt wurde, was da herauszuholen ist; daß jene rollenden Tonperlen unterschiedslos abgerollt wurden; daß die Unreinheiten u. dergl., die Schwerefälleiten auch den quälten, der die Oper noch nicht kannte, und erst recht schlimm auf den wirken mußten, der sie schon kannte. Auch eine Wiederholung des Rossinischen „Barbiers“ vor einigen Tagen war ähnlich und war im ganzen um so bedauerlicher, als die eine Prevoſti (Rosine) zeigte, was künstlerische Gestaltung auch bei Kompositionsspielereien wirken kann.

Die Geschichte von der Braut, die ihr Liebster an einen verkauft, der schließlich er selbst ist, wird uns hoffentlich hier oder anderswo in würdigerer Wiedergabe begegnen. An den Sängern und Sängerinnen, die wir diesmal hörten, liegt die Sache wohl am wenigsten; sie schienen mir diesmal sogar mehr Mühe zu entfalten als sonst. Daß einem anerkanntenswerten Streben nach Gesangsdruck die Gesangstechnik nicht nachkommt, ist ein zu häufiges Schicksal, als daß wir es der waderen Trägerin der Hauptrolle, Kathi Hoeder, persönlich anrechnen sollten. Ein Vortragsmeister und genügend Zeit zum Proben: das wäre in erster Reihe zu wünschen. Daß aber bei einem nur halbbesetzten Hause schon vor der Vorstellung keine Theaterzettel mehr zu haben waren, ist eine Nachlässigkeit, die ahnen läßt, wie es erst hinter den Coullissen zugehen mag. Ich glaube jedoch, daß alle Rücksichtslosigkeit dort hinten nicht heranreicht an die vorne, die das Publikum durch Dreinschwägen in die Musik hinein begehrt. Dagegen giebt's keine Einrede durch eine etwaige Macht der Thatfachen. —

Astronomisches.

ss. Der neue Stern im größten Fernrohr der Welt. Nachdem längere Zeit nichts von dem neuen Stern in Wille des Perseus zu hören gewesen ist, veröffentlicht jetzt Professor Barnard von der Perseus-Sternwarte die Ergebnisse seiner Beobachtungen, die er mit dem 40zölligen Fernrohr dieser Anstalt vom August 1901 bis zum April 1902 angestellt hat. Die Stellung des Gestirns, die mit Rücksicht auf 14 andre Sterne in unmittelbarer Nachbarschaft gemessen wurde, stimmt ausgezeichnet mit der an der Perseus-Sternwarte vorgenommenen Feststellung überein und ergiebt demnach keine Eigenbewegung des Sterns. Das Bild des Spektrums verwies auf einen nebligen Zustand, zeigte jedoch nicht die Eigentümlichkeit eines planetarischen Nebels oder überhaupt einen wahrnehmbaren Unterschied von dem Spektrum eines gewöhnlichen Sterns. Demnach wäre die Erscheinung der Nova Persei für das Auge in dem großen Fernrohr recht wesentlich

abweichend von der eines Sterns wegen des unbeständigen und planetenartigen Lichtes. Bei verschiedenen Gelegenheiten und bei besonders klarem Himmel hat Professor Barnard nach der Nebelmasse in der Umgebung des Sterns gesucht, sie aber nicht mit Gewißheit feststellen können. Das ist jedoch kein Beweis für deren Nichtvorhandensein, vielmehr ist das Leuchten dieser Nebelmasse nur so äußerst schwach, daß es lediglich auf der photographischen Platte zum Ausdruck kommt, mit dem Auge aber selbst durch das größte Fernrohr der Welt nicht erkannt werden kann. Die Helligkeit des Sterns hat bis zum April d. J. allmählich abgenommen. Zuweilen ist wieder ein stärkeres Aufleuchten beobachtet worden, jedoch nicht in gleichmäßigen Zwischenräumen. Die Helligkeit bestimmt Professor Barnard auf die Größe von 7,56, während die gleichzeitigen Messungen in Potsdam eine solche von etwa 7,3 ergeben haben. —

Humoristisches.

— Berechtigter Schluß. In einer rheinischen Stadt geht der dritte Bürgermeister spazieren und benützt die Gelegenheit, um die Arbeiten an einer neuen Straße zu besichtigen. Er fragt einen der Arbeiter nach seinem Befinden. „Ganz gut so weit, Herr Bürgermeister; nur daß' ich meene, mer bräucht net so viel Italiener anzustelle; mir Deutsche däte unser Sach grad so gut mache.“ Der dritte Herr Bürgermeister schüttelt den Kopf und äußert, daß ein Italiener so viel arbeite wie drei Deutsche.

„So, meene Sie, Herr Bürgermeister! Dann dät ich meene, mer sollte en Italiener zum Bergemeester wähle; dann bräuchte mer bloß een bezahle, statt jeze drei.“ —

— Ein Tropfen auf glühendes Eisen. Herr Huber (nachdem er die erste Maß auf einen Zug ausgetrunken): „Haben's nig zischen hören, Herr Nachbar?“

— Entschuldigungszettel aus der Schule. (Thatsächlich in Weisfalen vorgekommen.) „Ich bitte die Versammlung meines Sohnes zu entschuldigen; derselbe war zu einer befreundeten Leiche eingeladen und wollte ich ihm das Vergnügen nicht mißgönnen.“ („Jugend.“)

Notizen.

— Ein Musikfest, nach Vorbild der Gölzinger Feste, wird für dieses Jahr in Liegnitz geplant; am ersten Tage soll das Verlozliche Werk „Fausts Verdammung“ zur Aufführung gelangen. —

— Bei dem diesjährigen Konkurrenzschreiben des Deutschen Techniker-Verbandes erhielt den 1. Preis (600 M.) der Architekt Fritz Epstein in Kassel, den 2. Preis (400 M.) der Architekt Max Gebrhardt in Charlottenburg, den 3. Preis (250 M.) der Architekt Karl Bewe in München. —

c. Magnetische und vulkanische Störungen haben keinen ersichtlichen Zusammenhang. Allerdings sind Magnetnadeln mit sehr feiner Aufhängung auch empfindlich gegen Schwankungen der Erde, die ja mit Vulkanausbrüchen fast stets verbunden sind, aber dann handelt es sich nicht um eigentlich magnetische Störungen. Sehr auffallend ist es daher, daß zur Zeit des Ausbruchs des Mont Pelée auf Martinique verschiedentlich auch rein magnetische Störungen registriert wurden. Auf den beiden magnetischen Observatorien zu Cheltenham, 27 Kilometer südöstlich von Washington, und zu Baldwin in Kansas wurden gleichzeitig Änderungen der Horizontal-Intensität bis zu fast 0,3 Grad Proz. und Schwankungen der Deklination von 10°—15° beobachtet; dieselben begannen um 7 Uhr 54 Min. mittlerer Zeit von St. Pierre, wo die Katastrophe gegen 8 Uhr eintrat. —

— Massenauftraten des Hungerbäumchens. In der Provinz Poien ist, wie man dem „Prometheus“ schreibt, das Hungerbäumchen (*Erophila verna*) im laufenden Jahre vielerorts in ungeheuren Mengen aufgetreten. Es bedeckte Böschungen, Weiden, Acker und stellenweise selbst Wiesen in dichten Massen. Manche Felder sahen wie beschneit aus. Wo es sich nur notdürftig aus der Grasnarbe hervorzarbeiten vermochte, blieb es ganz niedrig und gab dem Boden das Aussehen, als wäre er mit kleinen weißen Perlen bestreut. —

— Kommt die Maltakartoffel aus Malta? Die ersten ausländischen Kartoffeln, die bis Ende Juni nach Deutschland eingeführt werden, stammen, dem Prätischen Ratgeber im Obst- und Gartenbau“ zufolge, aus Algier, alsdann folgen fast gleichzeitig Canarische und Maltakartoffeln, lange und runde, letztere in Häufelpackung. Auch von den Jersey-Inseln erhalten wir neue Kartoffeln. Als letztes Land tritt Italien auf den Plan, welches uns so lange versorgt, bis es infolge unsrer eignen Ernte in Deutschland keine Rechnung mehr findet. —

— Jägerglück. In der „Brigener Chronik“ ist zu lesen: Eine Kuh statt eines Bären erlegt haben neulich zwei Wurschen auf der Seiseralm. Uebrigens bekundeten die beiden Hirnprobe prächtige Treffsicherheit, denn auf ihre gleichzeitigen Schüsse brach die vermeintliche Bestie hinter den Büschen sofort zusammen. Nun das Nachspiel: der Besitzer der Kuh, ein Kastelruther Bauer, verlangte 240 Kronen Schadenserlag und das „Bildpret“ noch dazu. Das schien den Wurschen zu viel und nun muß das Gericht entscheiden. —